Nationalsozialistische Satire und »Deutscher Humor«

Patrick Merziger, Nationalsozialistische Satire und »Deutscher Humor«. Politische Bedeutung und Öffentlichkeit populärer Unterhaltung 1931–1945, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2010, 407 S., 54,00 €

Zweierlei impliziert der Mythos vom »Flüsterwitz« im Dritten Reich: zum einen, dass man politische Witze nur hinter vorgehaltener Hand habe erzählen können, zum anderen, dass es auf breiter Ebene eine ablehnende Haltung gegen die nationalsozialistische Ideologie gegeben habe. Beides hat die Forschung inzwischen widerlegt.

Keineswegs, so hat es Meike Wöhlert mit ihrer grundlegenden Quellenstudie *Der politische Witz in der NS-Zeit* 1997 gezeigt, mussten Witzerzähler gleich mit dem Konzentrationslager rechnen, wie es die zahlreichen in der Nachkriegszeit publizierten Bücher über den »Flüsterwitz« gerne nahelegten.

Während der Blick bisher meist auf den politischen Witz oder das kritische Kabarett gerichtet war, widmet sich Patrick Merziger in seiner Untersuchung nun erstmals ausführlich dem »normalen«, angepassten Komik- und Unterhaltungsbetrieb des Nationalsozialismus. Er zeigt, dass es damals intensive Debatten über den Stellenwert der Komik gab und das unterhaltende komische Genre in den verschiedenen Medien einen deutlichen Aufschwung erlebte. Man könne daher kaum davon sprechen, dass in der Zeit des Nationalsozialismus nicht gelacht wurde.

Im ersten Teil der Arbeit zeichnet der Autor das »Scheitern der nationalsozialistischen Satire« nach. Die gegen den politischen Gegner gerichtete Satire, so seine These, habe sich in der Praxis nicht durchsetzen können und sei später vom erfolgreicheren Konzept des »Deutschen Humors« abgelöst worden. Diesem ist der zweite große Teil der Studie gewidmet. In der Phase der Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft dominierte – nachdem einige Stimmen anfangs jedes Lachen im Hinblick auf den ernsten Kampfeswillen und das Pathos der NS-Bewegung für unangebracht hielten – die satirische Verspottung jener Gruppen, für die in der deutschen »Volksgemeinschaft« kein Platz vorgesehen war. Doch die satirische Herabsetzung war auf Dauer nicht erfolgreich. Angriffe gegen bestimmte Personen oder Gruppen wurden schließlich durch allgemeine Charakterisierungen wie »Spießer« und »Meckerer« ersetzt. Bedenken gab es auch, weil man damit den Gegnern zwangsläufig auch eine gewisse Aufmerksamkeit widmete. Die Verbindung von Nationalsozialismus und Satire scheiterte letzten Endes an dem vergeblichen Bestreben, so bringt es Merziger auf den Punkt, Lachen und Hass zu vereinen. Die 1931 gegründete Satirezeitschrift der NSDAP (*Die Brennessel*) stellte ihr Erscheinen 1938 ein.

Die Kritiker der nationalsozialistischen Satire vermissten einen positiven Bezug zur Komik. Zahlreiche Beiträge setzten sich mit dem Stellenwert der Komik im Nationalsozialismus auseinander oder fragten zugespitzt, wie ein Redakteur des *Berliner Tagesspiegels*: »Haben wir eigentlich noch Humor?«. Goebbels fühlte sich dadurch Anfang 1939 zu einer Stellungnahme im *Völkischen Beobachter* herausgefordert – kurz zuvor hatte er Werner Finck und andere Kabarettisten aus der Kulturkammer ausgeschlossen.

Doch zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits eine andere komische Unterhaltungskultur durchgesetzt, die Patrick Merziger unter den Begriff des »Deutschen Humors« fasst. Er kann nachweisen, dass dieser Humor keineswegs von oben verordnet wurde. Vielmehr reagierten diejenigen, die sich mit der Komikproduktion im nationalsozialistischen Sinne befassten, auf Bedürfnisse in der Bevölkerung. Dort wünschte man sich einen versöhnenden und integrierenden Humor, der nicht vernichtend, sondern aufbauend wirken sollte.

Merziger greift nicht nur einige charakteristische Texte heraus, sondern legt eine breite Quellenbasis zu Grunde. Mit der Frage, wer die jeweiligen Stücke und Texte überhaupt konsumierte, nimmt er auch die Rezeption in den Blick. Populäre Unterhaltungsbücher und Theaterstücke fanden seinerzeit eine beeindruckende Resonanz. Merziger stellt Publikationen vor, die fünf- bis sechsstellige Auflagenzahlen erlebten (darunter die Bücher des *Feuerzangenbowle*-Autors Heinrich Spoerl), weist aber auch auf die enorme Breitenwirkung der von zahllosen kleinen Laienbühnen gespielten Theaterstücke hin.

Aufschlussreich ist, dass der Autor auch Schlüsseltexte der Lach- und Komikforschung wie Joachim Ritters Aufsatz *Über das Lachen* (1940), der als einer der wenigen das Positive des Lächerlichen herausarbeitete, in den Kontext der zeitgenössischen Debatten einordnet. So offenbarte sich beispielsweise Wolfgang Schmidt(-Hidding), der 1963 ein Standardwerk zur Begriffsgeschichte von Humor und Witz vorlegte, in seinen frühen Schriften als überzeugter Nationalsozialist, der den relativierenden englischen Humor als Verweichlichung empfand.

In der weiterführenden Einordnung wäre es lohnend gewesen, ein wenig mehr auf die älteren Humor- und Komiktraditionen einzugehen. Der »Deutsche Humor« baue zwar auf der Tradition des deutschen Humors des 18. und 19. Jahrhunderts auf, so Merziger, unterscheide sich von diesem aber substanziell. Gern würde man erfahren, worin diese Unterschiede genau auszumachen sind. Handelt es sich um eine Verengung oder einen Bruch mit der älteren Humortradition?

Merziger zeigt, dass sich auffallend viele christliche und bürgerliche Autoren an den Diskussionen um den »Deutschen Humor« beteiligten. Sie wollten einen versöhnenden Humor, der freilich die hässlichen Seiten des nationalsozialistischen Terrors und der Vernichtungspolitik ausklammerte. Die nationalsozialistischen Opfer waren im »Deutschen Humor«, der auf den ersten Blick harmlos wirkt, kaum noch sichtbar. Prägend für die nationalsozialistische Lachkultur waren die Sehnsucht nach Integration in die »Volksgemeinschaft« und eine Ausblendung der Ausgegrenzten.

Obwohl Merziger die populäre Unterhaltung auf einer breiten Ebene untersucht, verzichtet er leider vollständig auf die Analyse von Bildern. Ein Vergleich der Aufmachung der verschiedenen Satirezeitschriften und eine Klassifizierung der Karikaturen wären jedenfalls eine hilfreiche Ergänzung gewesen, zumal Zeitschriften wie *Die Brennessel* kaum allgemein bekannt sein dürften.

Eckart Schörle (Erfurt)